

Horn, Karen

Research Report

Diesseits von Angebot und Nachfrage: Einige Anmerkungen zur Überdehnung des Gegensatzes zwischen Markt und Moral

HWWI Policy Paper, No. 57

Provided in Cooperation with:

Hamburg Institute of International Economics (HWWI)

Suggested Citation: Horn, Karen (2011) : Diesseits von Angebot und Nachfrage: Einige Anmerkungen zur Überdehnung des Gegensatzes zwischen Markt und Moral, HWWI Policy Paper, No. 57, Hamburgisches WeltWirtschaftsInstitut (HWWI), Hamburg

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/47691>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.



Hamburgisches
WeltWirtschafts
Institut

Diesseits von Angebot und Nachfrage Einige Anmerkungen zur Überdehnung des Gegensatzes zwischen Markt und Moral

Karen Horn

HWWI Policy
Paper 57



WILHELM-
RÖPKE-
INSTITUT

Dr. Karen Horn
Institut der deutschen Wirtschaft Köln e.V.
Leiterin des Hauptstadtbüros
Georgenstraße 22 | 10117 Berlin

HWWI Policy Paper
Hamburgisches WeltWirtschaftsinstitut (HWWI)
Heimhuder Str. 71 | 20148 Hamburg
Tel +49 (0)40 34 05 76 - 0 | Fax +49 (0)40 34 05 76 - 776
info@hwwi.org | www.hwwi.org
ISSN 1861-504X

Redaktion:
Thomas Straubhaar (Vorsitz)
Michael Bräuninger
Silvia Stiller

© Hamburgisches WeltWirtschaftsinstitut (HWWI) | Februar 2011
Alle Rechte vorbehalten. Jede Verwertung des Werkes oder seiner Teile ist ohne Zustimmung des HWWI nicht gestattet. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Mikroverfilmung, Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Diesseits von Angebot und Nachfrage Einige Anmerkungen zur Überdehnung des Gegensatzes zwischen Markt und Moral

Karen Horn

Bei diesem Beitrag handelt es sich um die Schriftfassung der Fünften Wilhelm-Röpke-Vorlesung, die die Leiterin des Hauptstadtbüros des Instituts der deutschen Wirtschaft Köln, Dr. Karen Horn, am 10. Februar 2011 in der Thüringer Aufbaubank in Erfurt gehalten hat. Die jährlich am 12. Februar, dem Todestag des großen Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlers, stattfindende Veranstaltung des *Wilhelm-Röpke-Instituts e.V.* soll dazu beitragen, Röpkes Wirken als Wissenschaftler, Politikberater und Publizist in Erinnerung zu rufen und seine Ideen auf aktuelle Probleme anzuwenden.

Das HWWI dankt der Thüringer Aufbaubank in Erfurt für die organisatorische Unterstützung bei der Durchführung der Veranstaltung und dem Wilhelm-Röpke-Institut für die Finanzierung dieser Publikation.



Wilhelm Röpke
(10. Oktober 1899 – 12. Februar 1966)

„Jenseits von Angebot und Nachfrage“ lautet der Titel eines Buches von Wilhelm Röpke, seines letzten großen Werkes aus dem Jahr 1958. Es ist ein genialer Titel – prägnant, einprägsam, und auch die wichtigste Botschaft des Buches steckt schon ganz darin. Röpke hatte für viele seiner Bücher brillante Titel erdacht, in denen solcherart schon gleich die Botschaft steckte, und er spielte dabei auch gern mit Alliterationen, so in „Gesellschaftskrisis der Gegenwart“ (1942), „Krise des Kollektivismus“ (1947), „Maß und Mitte“ (1950).

Heute möchte ich mich mit „Jenseits von Angebot und Nachfrage“ befassen. Ich greife dieses Buch heraus, weil es pars pro toto steht¹. Es ist nicht nur intellektuell wertvoll, es sagt auch viel über den Menschen Röpke aus. Es reflektiert für jedermann nachvollziehbar seinen weiten Blick, seinen umfassenden sozialwissenschaftlichen Ansatz, seinen Konservatismus, der noch stärker war als seine Liberalität; den hohen Rang der Moralität und auch der Metaphysik, der Transzendenz, also des Glaubens, der ihm neben den sachlichen Anliegen der Ökonomie besonders wichtig war. All diese Sphären verwebt Röpke auch in „Jenseits von Angebot und Nachfrage“ in seiner typischen wortgewaltigen Art.

Dass im Titel meines Vortrags nicht „Jenseits“ steht, sondern „Diesseits“, ist kein Tippfehler, sondern hat einen Grund. Das, was Röpke jenseits von Angebot und Nachfrage ansiedelte, möchte ich nämlich, bei aller Wertschätzung, doch wieder ein bisschen herunter holen aus dem Jenseits ins Diesseits. Röpkes Mahnungen halte ich für bedenkenswert. Doch theoretisch betrachtet, erscheint mir der Gegensatz von Markt und Moral, den er schon mit seiner Floskel „Jenseits von Angebot und Nachfrage“ beschwört, übertrieben, verzerrend und nicht gesund. Und irgendwie ist die Moralinsäure, die er versprüht, auch typisch deutsch.

Röpkes scharfe Trennung zwischen den Sphären des wirtschaftlichen Austausches und der, wie man bezeichnenderweise sagt, „höheren“ menschlichen Werte berücksichtigt nicht, dass sich all diese Sphären im Individuum wie auch in der Gesellschaft überlappen, ja mehr noch, dass all diese Stränge in der Lebenswirklichkeit der Menschen zusammenlaufen. Eine so hermetische Abgrenzung, wie Röpke sie vornimmt, wird dem Menschen nicht gerecht. Sie ist künstlich; sie ist das Ergebnis eines zwar umfassenden, aber eben doch nicht systemisch ganzheitlichen Denkens; sie ist analytisch nicht einmal „hilfreich“, wie die Bundeskanzlerin sagen würde; sie ist sogar eher bedenklich, weil sie den Gedanken der Unverbundenheit der Sphären noch fester in unseren Köpfen verankert, als er es derzeit ohnehin schon ist – was das ungute Potenzial hat, sie am Ende vielleicht tatsächlich voneinander zu trennen.

Wer Wilhelm Röpkes „Jenseits von Angebot und Nachfrage“ heute liest, erkennt nur an dem unzeitgemäßen Duktus, dass der Autor kein Zeitgenosse ist. Alles andere ist brandaktuell. Heute wieder gelesen, könnte das Buch auch als bitterer Nachhall zu jener Systemdebatte durchgehen, die im Zusammenhang mit der 2008 ins Rollen gekommenen internationalen Finanz- und

Wirtschaftskrise losgebrochen war. Wilhelm Röpke, der in Göttingen und Tübingen Rechts- und Staatswissenschaft sowie in Marburg Nationalökonomie studiert hatte und 1924 als jüngster deutscher Professor im Alter von nur 24 Jahren an die Universität Jena berufen wurde, war ein ausgezeichneter Ökonom. Dementsprechend ist sein Buch immerhin frei von den aufgeregten bis esoterischen antikapitalistischen Verschwörungstheorien, die heute kursieren. „Nationalökonomisch dilettantischer *Moralismus* ist ebenso abschreckend wie moralisch abgestumpfter *Ökonomismus*“ (145), mahnt Röpke. In „Jenseits von Angebot und Nachfrage“ zieht der Gelehrte vielmehr eine traurige, im weitesten Sinne kultur- und gesellschaftskritische Summe der intellektuellen und politischen Fehlentwicklungen sowie der daraus folgenden soziologischen und mentalen Pathologien, deren Zeuge er in seinem Leben hatte werden müssen – einem Leben in einer der schwierigsten Zeiten Deutschlands, à cheval zwischen zwei Jahrhunderten, zwischen autoritären Regimes und Demokratie; mit der Erfahrung von Kaiserreich, Weimar Republik und NS-Diktatur; mit dem Trauma von zwei Weltkriegen und zwei Totalitarismen.

Die Fehlentwicklungen, die Röpke benennt, erscheinen trotz dieses partikulären historischen Kontexts überzeitlich. Damit will ich nicht sagen, dass es sich nur um ein allgemeines kulturpessimistisches Krisenlamento von der Sorte „früher war alles besser“ handelt, also von der Art, wie man es wohl so lange schon hören kann, wie es Menschen gibt. Im Gegenteil, es ist einfach trotz Röpkes Mahnungen nicht gelungen und kann vielleicht auch gar nicht gelingen, die Übelstände abzustellen, die er als solche diagnostiziert und von denen die meisten etwas mit einem offensichtlich falschen Denken und daher auch falschen Leben zu tun haben. Wer grundsätzlich mit einer optimistischen Grundhaltung gesegnet ist, als Röpke dies seinem Naturell nach war; wer ihm nicht unbedingt folgen will in das dörflich-bäuerliche Idyll seiner ein wenig altbackenen Träume; wer seine Klagen über den Werteverfall in der Gesellschaft zu extrem, zu apokalyptisch, gar reaktionär und irgendwie auch langweilig findet; wer Schwierigkeiten mit der naturrechtlichen Ableitung einer „natürlichen Ordnung“ hat und wer in hergebrachten Traditionen nicht zwangsläufig nur Gutes, sondern mitunter auch das Potenzial zu lähmenden gesellschaftlichen Blockaden erkennt; wer in Röpkes ausgeprägtem Strukturkonservatismus, der seinen Wertekonservatismus ergänzt, einen möglichen Gegensatz zur Freiheitlichkeit erkennt – selbst der kommt bei der Lektüre von „Jenseits von Angebot und Nachfrage“ trotz alledem noch gründlich ins Grübeln. Gerade vor der Folge der Finanzkrise scheint Röpke seherische Qualitäten auch für unsere Gegenwart zu beweisen. Man hat das Gefühl: auch wenn es uns nicht gefällt, verflixt, ganz unrecht hat er nicht. Man kann all dies nicht komplett zurückweisen. Röpkes Analysen, seine Anklagen, seine Appelle bringen in uns eine Saite zum Klingen. Jenes mit Sinn gefüllte, gelingende Leben in harmonischer Gemeinschaft, von dem er spricht, ist nun einmal ein ewiger, ein universeller Menschheitstraum. Berührt und betroffen legt man Röpkes Werk aus der Hand.

2 | Eine lange Liste von Fehlentwicklungen

Was nun sind die Fehlentwicklungen in unserem Denken, die Röpke sieht? Er fährt eine schier erschlagende Liste von fatalen „-ismen“ auf. Da wäre zum Beispiel der *Utilitarismus* („Kult der Nützlichkeit“, 150), der *Rationalismus* (wir bilden uns ein, mit unseren geistigen Kräften alles planen zu können), der *Konstruktivismus* (wir unterschätzen die Kraft der spontanen Ordnung), der *Dirigismus* (wir wollen alles steuern), der *Progressismus* (wir vertrauen blind auf den Fortschritt), *Relativismus* (wir haben keine absoluten Werte, an die wir glauben), der *Historismus* (wir erklären uns alles aus dem jeweiligen Zusammenhang und lösen somit „alles in Wandlung und Entwicklung auf“ (27), statt nach Grundsätzlichem zu fragen), der *Soziologismus* (wir typisieren, kategorisieren, schubladisieren die Menschheit, statt danach zu streben, den strukturellen Wandel zu verstehen), der *Modernismus* („wir vergewaltigen auf Schritt und Tritt die Natur“, 110), der *Individualismus* im Sinne der Vereinsamung des Menschen, der *Kollektivismus* („der einzelne gilt immer weniger, Masse und Kollektiv immer mehr“, 32), der *Kommunismus* (eine „Vergewaltigung der Seele des Menschen“, 29), der *Etatismus* („Die Macht des Staates wächst ungebündelt weiter“²). Die Liste lässt sich verlängern. Die Klammer um alle Begriffe sind *Ökonomismus*³ und *Säkularismus*. *Ökonomismus* bezeichnet bei Röpke eine Geisteshaltung, die alle Lebensbereiche wirtschaftlichen Kriterien unterwirft – wobei es auf bemerkenswerte Weise Röpkes Zeit entspricht, wie er mühelos zu erkennen, dass das Urheberrecht auf eine solche moralische Fehlentwicklung der Gesellschaft nicht allein der Kapitalismus erheben darf, wie man heute zu glauben scheint, sondern in noch deutlich stärkerer Weise der *Sozialismus*. Die kulturelle Kehrseite des *Ökonomismus*, den Röpke konstatiert, ist der *Säkularismus*: „die erschreckende Entchristlichung und irreligiöse Säkularisierung unserer Kultur“ (21), also die abnehmende Religiosität der Menschen; das Absterben der Beziehung des einzelnen zu Gott; das Versiegen des Strebens nach Transzendenz; die geistige Verarmung der Menschheit und der Verlust christlicher Werte.

Wer nicht nur sein Unbehagen mit der Gesellschaft von Röpke bekräftigt haben will, sondern einen Erkenntnisgewinn anstrebt, der muss sich konzeptionell und faktisch mit den Befunden von *Ökonomismus* und *Säkularismus* auseinandersetzen und auch nach den Kausalitäten fragen. Beginnen wir mit der ein wenig irreführend formulierten Ökonomisierungsthese. Sie wäre schlichter Nonsens, wenn Röpke dazu aufrufen würde, reale Knappheiten zu ignorieren und die Sinnhaftigkeit des marktlichen Ausgleichs anzuzweifeln. Er war ein zu guter Ökonom, um in eine solche Falle zu tappen. Ihm war klar, dass Rechenhaftigkeit an sich nicht von Übel ist. Die Menschheit lebt in einer Welt knapper Güter und muss haushalten. Das gilt im Materiellen wie im Immateriellen. Umso mehr ist freilich die reißerische und damit in die Irre führende Wortwahl „Jenseits von Angebot und Nachfrage“ zu bedauern.

Die Ökonomisierungsthese wäre zudem schlichtweg unzutreffend, wenn Röpke leugnen wollte, dass die Marktwirtschaft auch selber moralische Werte schafft. In einer Marktwirtschaft sind alle Transaktionen freiwillig. Nur wer seinem Geschäftspartner traut, lässt sich überhaupt auf einen Handel

ein. Damit Vertrauen entsteht, braucht es Ehrlichkeit, Respekt, Verlässlichkeit, Pünktlichkeit usw. Es braucht das, was Röpke als bürgerliche und zugleich liberale Tugenden bezeichnet, also die Tugenden der: „Arbeitsamkeit, der Rührigkeit, der Sparsamkeit, des Pflichtgefühls, der Zuverlässigkeit, Pünktlichkeit und Vernünftigkeit“ (162). Es ist schlicht hilfreich, wenn sich alle Beteiligten an einen solchen Kanon grundlegender Werte und kaufmännischer Tugenden halten.

Dies verweist auf das Bild vom „ehrbaren Kaufmann“. Es gibt diese Figur nachweislich mindestens schon seit dem 12. Jahrhundert. Der „ehrbare Kaufmann“ beherrscht fachlich, was er tut, und verhält sich moralisch. Er weiß, dass es sich auszahlt, sich solcher Tugenden wie Redlichkeit, Fleiß, Verantwortlichkeit, Sparsamkeit, Mäßigung, Gesetzestreue, Weitblick, Verschwiegenheit, Entschlossenheit, Genügsamkeit und Aufrichtigkeit zu befleißigen: Dann kommt der Kunde wieder. Im Mittelalter treffen wir den „ehrbaren Kaufmann“ beispielsweise in der Hanse an. Besonders interessant ist aber auch der gelebte Gottesbezug im italienischen Kaufmannswesen, den es freilich heute so nicht mehr gibt: Gott wurde in den Büchern stellvertretend für die Armen als Teilhaber am Geschäft geführt; sein Anteil am Ertrag wurde für mildtätige Zwecke ausgegeben. Die Grundsätze des „ehrbaren Kaufmanns“ als solche sind noch älter, man denke nur an den Grundsatz aus dem Schuldrecht, der noch heute „Treu und Glauben“ heißt und der dem römischen Rechts entnommen ist, wo er „bona fides“ hieß.

Röpke leugnet nicht, dass es diese Tugenden, Normen und Konventionen gibt und dass die Marktwirtschaft, genauer die Interaktion von Individuen auf dem Markt, sie auch eigenständig hervorbringt. Er lobt vielmehr ausdrücklich diese „Mittellage“ der Moral. Es spricht auch für die Marktwirtschaft, dass sie die Moral des „ehrbaren Kaufmanns“ generiert und anders als der Sozialismus und andere Formen des Totalitarismus den Menschen immerhin nicht daran hindert, moralisch zu leben. Doch die Moral des „ehrbaren Kaufmanns“ reicht Röpke nicht: ein Wertekodex, der aus reiner kommerzieller Zweckmäßigkeit entsteht und sich im Diesseits von Angebot und Nachfrage bewähren muss, ist ein Wertekodex, aber keine höhere Moral. Er mag löblich sein, unverzichtbar auch – aber die höheren Weihen einer Moral, die allein an der Gesinnung statt an den Handlungsfolgen ansetzt und die auf Opfer und Verzicht gründet, genießen diese Tugenden nicht. Es ist eine andere Frage, ob derlei wirklich sinnvoll ist.

Und prompt wird es nun genau hier heikel. Nach Röpke ist nicht nur das marktwirtschaftliche Infrastrukturgut eine erschöpfliche Ressource, die Marktwirtschaft gebärdet sich insgesamt vielmehr als ein „Nettomoralverzehr“. Sie setzt einen vorfindlichen Wertekonsens voraus – sie setzt ihn voraus, sie schafft ihn also nicht, sie verzehrt und verbraucht ihn vielmehr⁴. Diese Dauerbrennerthese haben nach Röpke auch noch andere Denker in vergleichbarer Form aufgestellt, beispielsweise Ernst-Wolfgang Böckenförde, der bekannte ehemalige Richter am Bundesverfassungsgericht⁵. In der Behauptung vom Markt als Nettomoralverzehr steckt eine Menge Sprengstoff. Es ist Sprengstoff von derselben Machart, wie er sich schon in dem Fronten aufreißenden Wörtchen „Jenseits“ im Titel „Jenseits von Angebot und Nachfrage“ zeigt. So wird die Marktwirtschaft zwar als überlegenes System bezeichnet,

gleichzeitig aber ihre normative Neutralität, Blindheit, Leere bekundet und damit – in einer bemerkenswerten Gleichung – ihr moralischer Unwert. Die Marktwirtschaft ist nötig, sinnvoll und wünschenswert, weil sie effizient ist und weil sie befreit, aber moralisch ist sie trotzdem ein Krüppel. Zu diesem bigotten Ergebnis müssen Röpke und andere kommen, weil sie schon im ersten Schritt ihres Arguments die Weichen gestellt und eine – meines Erachtens theoretisch unnötige und auch nicht sinnvolle – Front aufgemacht haben zwischen der Wirtschaft und der Moral. Wer so vorgeht, dessen logischer Möglichkeitsraum kann gar nicht anders, als zum Dualismus zusammenzuschrumpfen: Entweder die Marktwirtschaft generiert die Moral selbst, oder sie entstehen in einer separaten Sphäre. Dass freilich im Grunde alles eins ist, ist in diesem, wie ich unterstelle, bewusst und absichtlich polarisierenden Ansatz nicht vorgesehen.

Die Marktwirtschaft setzt nach Röpke eine Gesellschaft voraus, „in der bestimmte grundlegende Dinge respektiert werden und dem ganzen Gewebe der gesellschaftlichen Beziehungen Farbe geben: individuelle Anstrengung und Verantwortung, unantastbare Normen und Werte, im Eigentum verankerte Unabhängigkeit, Wägen und Wagen, Rechnen und Sparen, selbstverantwortliche Lebensplanung, rechte Einbettung in die Gemeinschaft, Familiensinn, Sinn für Überlieferung und die Verbundenheit der Generationen bei offenem Blick für Gegenwart und Zukunft, rechte Spannung zwischen Individuum und Gemeinschaft, feste moralische Bindung, Respekt vor der Unantastbarkeit des Geldwertes, der Mut, es mit dem Leben und seinen Unsicherheiten männlich auf eigene Faust aufzunehmen, der Sinn für die natürliche Ordnung der Dinge und eine unerschütterliche Rangordnung der Werte.“ Das ist eine Menge, und es ist bei Röpke erstaunlich präzise definiert, ja determiniert.

Der paternalistische Ton muss auch irritieren, wenn Röpke betont, dass die Marktwirtschaft eingebettet sein müsse in eine menschengerechte Gesamtordnung. Das sagen zwar andere Ordoliberalen auch⁶, aber sie kommen dabei deutlich weniger anmaßend daher. Röpke macht zwei ihm eigene Fässer auf: nicht nur traut er eben auf dem Gebiet der Moral dem Markt nicht über den Weg, darüber hinaus meint er ziemlich genau zu wissen und abschließend ausbuchstabieren zu können, was „menschengerecht“ bedeutet, was der „vollen Erfüllung seiner Natur“ frommt und was hierfür zu tun ist. So schreibt er: „Die Marktwirtschaft ist nicht alles. Sie muss in eine höhere Gesamtordnung eingebettet werden, die nicht auf Angebot und Nachfrage, freien Preisen und Wettbewerb beruhen kann. Sie muss vom festen Rahmen einer Gesamtordnung gehalten sein, der nicht nur die Unvollkommenheiten und Härten der Wirtschaftsfreiheit durch Gesetze korrigiert, sondern auch dem Menschen die seiner Natur gemäße Existenz nicht verweigert. Der Mensch aber kann nur dann volle Erfüllung seiner Natur finden, wenn er sich willig einer Gemeinschaft einfügen und sich ihr solidarisch verbunden fühlen kann.“⁷ Auf der ordnungspolitischen Ebene muss der Staat den Ordnungsrahmen gestalten; aber auch auf der prozesspolitischen Ebene darf er eingreifen, nicht nur um sogenanntes Marktversagen zu beheben, sondern auch um den Menschen seiner naturgemäßen Lebensform und Bestimmung zuzuführen. Darin liegt eine erstaunliche „Anmaßung von Wissen“, wie Friedrich August von Hayek es genannt hat⁸, und hier würden nicht viele Liberale, noch nicht einmal Zeitgenossen, mitgehen. Das gilt erst recht für Röpkes Ansicht, man müsse im In-

teresse des individuellen und des Gemeinwohls für eine „gesunde“, also möglichst bukolische, dörfliche, gemeinschaftsförderliche Struktur sorgen⁹. Und wer soll da sorgen? Am besten die *Nobilitas naturalis*, „eine Elite, die ihren Adelstitel nur aus höchster Leistung und unübertrefflichem moralischem Beispiel herleitet und mit der natürlichen Würde eines solchen Lebens umkleidet ist“...¹⁰ Solche elitären Blütenträume sind bei anderen Ordoliberalen nach meiner Kenntnis eher selten zu finden.

Der Hintergrund solcher Äußerungen ist, dass Röpke die noch heile, „gesicherte bürgerliche Welt“ des 19. und frühen 20. Jahrhunderts vermisst, so wie er sie erlebt hatte in Schwarmstedt, dem Dorf seiner Jugend am Südrand der Lüneburger Heide. Das ist pure Nostalgie. Es ist Heinz Rieter zuzustimmen, wenn er kritisiert: „Jene Zeit derart zu glorifizieren bedeutet, deren finstere und hässliche Seite zu ignorieren – Imperialismus und Kolonialismus, Unterdrückung, Ausbeutung und soziale Not, Antisemitismus und anderes mehr. Und unter dem Aspekt des Geistig-Moralischen, dem Röpke so große Bedeutung beimisst, kann man sich nur wünschen, dass feudalistische Untertänigkeit, viktorianische Doppelmoral und wilhelminisches Spießertum nie mehr die Oberhand gewinnen.“¹¹

3 | Das Problem der materialistischen Kurzsichtigkeit

Ergiebiger wird die Beschäftigung mit Röpkes Ökonomisierungsthese, wenn man sie von ihrer Pauschalität befreit und sie spezifisch auf eine Geisteshaltung bezieht, die allerorten, ausnahmslos, auf strikte Rechenhaftigkeit dringt, in privaten Entscheidungen wie im öffentlichen Bereich, wobei die Maßeinheit freilich ausschließlich materiell ist und allfällige immaterielle Gegenposten völlig außer Acht gelassen werden. Mit anderen Worten: wenn es um eine materialistische Verkürzung des Blicks der Menschen gehen soll, um die ausschließliche Fixierung auf Pekuniäres, um den Verlust jener eigenständigen moralischen Werte, die mitunter nötig sein mögen, um das materielle Interesse auszubalancieren. Das Problem, das dann gemeint ist, und das auch im modernen Diskurs unter dem Schlagwort „Gefahren der Ökonomisierung“ verhandelt wird, heißt materialistische Kurzsichtigkeit.

Der *Materialismus* verführt uns, wie Röpke schreibt, „das ganze Gewicht unseres Sinnens, Trachtens und Tuns auf die Befriedigung der sinnlichen Bedürfnisse zu lenken“ (150); der *Kommerzialismus* erstreckt dieses Trachten auf alle Teilgebiete des Lebens und macht es damit hässlich und banal. Mit seinem Missbehagen hieran ist Röpke nicht allein; hier setzt auch heute die moderne Wachstumskritik an. Und nur deshalb wird scheinbar unschuldig gefragt, ob nicht allmählich die Grenzen des Wachstums erreicht sind, wie es der „Club of Rome“ schon vor knapp vierzig Jahren meinte? (Die Antwort ist: nein.) Brauchen wir wirklich immer noch Wachstum, wie die Wirtschaft immer wieder verlangt? (Die Antwort ist: ja.) Kann man gesellschaftliche Wohlfahrt nicht auch anders messen als mit dem Bruttoinlandsprodukt, und kann man nicht etwas anderes anstreben als die Steigerung dieses nicht nur in sich mitunter widersprüchlichen, sondern allzu sehr auf materielle Aspekte

kte fokussierten Aggregats aus der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung? (Die Antwort ist: man kann, aber wie soll ein Konsens über die Berücksichtigung und Gewichtung der subjektiven Komponenten und immateriellen Werte hergestellt werden?)

Materialistische Kurzsichtigkeit äußert sich unter anderem in einer zugespitzten, ungeduldigen „Shareholder-Value“-Orientierung, die sich an den Märkten keineswegs zwangsläufig ergibt, sondern der Atemlosigkeit und mangelnden ökonomischen Bildung einzelner Charaktere entspricht. Diese Orientierung ist kein kapitalistischer Defekt, sondern ein Mentalitätsdefekt, der dem Kapitalismus nicht nützt, sondern ihm fundamental zuwiderläuft. Denn Kapitalismus hat etwas mit Kapital zu tun, Sachkapital wie Finanzkapital, und insofern damit, dass wir sparen, Kapital bilden, es investieren und die Rendite abwarten können. Doch unter dem Motto „Rendite jetzt“ gerät aus dem Blick, dass Produktionsumwege eingeschlagen werden müssen, immaterieller Nutzen dann aber zu gegebener Zeit üblicherweise auch in materiellen Nutzen mündet. Zum Beispiel werden die meisten Menschen durch ein anspruchsvolles Studium wissender, gebildeter, sie denken tiefgründiger, sind intellektuell beweglicher, reifer. Schon dieser Ertrag rechtfertigt eine Investition. Er ist so lange ein „nur“ immaterieller Ertrag, bis er in ein entsprechendes Beschäftigungsverhältnis samt Entlohnung mündet. An den Hochschulen direkt verwertbare technische Fertigkeiten zu unterrichten, statt das Denken zu trainieren, wäre nicht ökonomisch. Es wäre dumm.

Ein dummer, kurzfristiger, verfehelter *Ökonomismus* lässt sich heute ausgerechnet im – verschulten – Bildungswesen beobachten. Wer hat ihn dort hereingetragen? Der Markt? Oder nicht doch eher die Bürokratie? Der Zentralismus? Es ist nicht so, dass es im Bildungswesen nicht erhebliche Effizienzreserven gegeben hätte. Diese lassen sich jedoch nicht damit heben, dass man vermittels einer Straffung der Gymnasialzeit aus Schülern gestresste Lernmaschinen macht, die für außerschulische, spielerische Aktivitäten keine Zeit mehr haben. „Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wenn er spielt“, schrieb Schiller¹². Heute darf nicht mehr gespielt werden. An den Schulen wird nur noch prüfungsrelevanter Stoff gebüffelt, ohne dass die Muße bliebe, Appetit auf die unermesslichen Wissenswelten zu entwickeln, die sich einem jungen Menschen zur Entdeckung anbieten, oder um andere Talente zu entfalten. In den Bachelor- und Masterprogrammen der Universitäten setzt sich dieses Elend konsistent fort.

Wem ist das alles zu verdanken? Einem staatlichen Projekt: der Europäischen Union und ihrem Bologna-Ziel eines „einheitlichen Europäischen Hochschulraums“. Röpke hatte übrigens geahnt, dass das Projekt eines gemeinsamen Marktes mitsamt seinen über eine schlichte Freihandelszone hinausgehenden Weiterungen „mit einem erschreckenden Maß an internationaler Wirtschaftslenkung und mit der Aussicht auf immer mehr Konzentration und Organisation... dem internationalen Zentrismus einen neuen und starken Auftrieb geben wird“ (328). Der zunehmende *Zentralismus* gehört ohnehin zu den Fehlentwicklungen, die Röpke seit jeher zu Recht mit Sorge beobachtet hat.¹³

4 | Der Mensch lebt nicht vom Brot allein

Der interessante Kern des „Ökonomismus“, den Röpke meint, also die materialistische Verkürzung und Atemlosigkeit des Denkens, hat in unseren Zeiten eine Ausprägung auch in jener offensichtlichen Mentalitätsverkrümmung gefunden, die aus so manchem Wallstreet-Banker einen Bonusjäger gemacht hat, gewissenlosen Hyänen im Stile eines Richard Fuld von Lehman Brothers den Weg geebnet hat und, im schlimmsten Fall, sogar einem Verbrecher wie Bernard Madoff – also Menschen, die jedes Maß verloren hatten, zynisch wurden oder kriminell. Heute gelten die „Jagd nach Rendite“ an den Finanzmärkten und „überrissene Managersaläre“ in zahlreichen börsennotierten Unternehmen als Zeichen einer Hybris und Gier, einer psychischen Deformation, die gerade an den Finanzmärkten, der reinsten Inkarnation des Markts, auf die Spitze getrieben scheint. Röpke hegt den Verdacht, dass die dortigen Akteure keine vorfindlich schlechten Charaktere sind, sondern dass zumindest insoweit das „Sein“ das „Bewusstsein“ bestimmt hat, wie schon Karl Marx meinte. An den Finanzplätzen ist zwar einerseits das Prinzip von Leistung und Gegenleistung, das marktwirtschaftliche „do ut des“, auf die Spitze getrieben. Andererseits gilt das Wort von Olaf Sievert: „Die tägliche Einübung im ‚do ut des‘ ist nun mal eine Vorstufe der Heiligung des Egoismus.“ Auf den Finanzmärkten ist auch der Materialismus am stärksten ausgeprägt. Und das eben nicht ohne Grund: „Gibt es einen sichereren Weg, die Seele des Menschen völlig auszudörren, als die durch unser Wirtschaftssystem geförderte Gewohnheit, unsere Gedanken ständig um Geld und Geldeswert kreisen zu lassen?“, fragt Röpke (156).

Sein tiefes Misstrauen gegenüber der ungünstigen mentalitätsprägenden Wirkung des Marktes kommt sehr prägnant in seinen Auslassungen zum ansonsten so geschätzten Wettbewerb zum Ausdruck. Röpke legt dabei zugleich den Finger in eine Wunde der an ihrer selbst auferlegten Wertneutralität leidenden Liberalen, wenn er dem Wettbewerb, den er als wirtschaftliches Regulativ zugleich für unabdingbar hält, gesellschaftlich desintegrierende Wirkung zuschreibt: „Ein Geist immer wacher, misstrauischer und in den Mitteln nicht wählerischer Rivalität darf nicht herrschend werden und die Gesellschaft in allen ihren Bereichen bestimmen, wenn er nicht seelenvergiftend, kulturzerstörend und schließlich wirtschaftlich zersetzend werden soll.“ (173) Und Röpke zitiert aus dem Evangelium des Matthäus: „Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“¹⁴ Ja, der Mensch lebt nicht nur vom Brot allein; ja, „vom bloßen Soll und Haben kann man seine innere Existenz nicht bestreiten“ (346). Aber bilden wir uns denn wirklich ein, wir bräuchten all dies nicht? Ist es nicht Anmaßung, das zu behaupten?

Doch so, wie die Welt heute beschaffen ist, bleibt der Hunger nach geistiger Nahrung ungestillt, fürchtet Röpke. Die Mägen sind voll, aber in den Seelen gähnt die große Leere. Dabei lebe der Mensch nicht „von Radios, Autos und Kühlschränken, sondern von der ganzen unkäuflichen Welt jenseits des Marktes und der Umsatzziffern, von Würde, Schönheit, Poesie, Anmut, Ritterlichkeit, Liebe und Freundschaft, vom Unberechnenden, über den Tag und seine

Zwecke Hinausweisenden, von Gemeinschaft, Lebensbuntheit, Freiheit und Selbstentfaltung“ (116). Jene Pathologien, die Röpke beschreibt, enden im Zerfall der Gemeinschaften, in Statik und Langeweile¹⁵, in Anonymität, Entfremdung, seelischer Verarmung, Bindungslosigkeit¹⁶. Und im gleichen Atemzug steigt die Anfälligkeit der Menschen für gefährliche Ideologien¹⁷.

Derlei, verbunden mit dem Topos der Entsolidarisierung der Gesellschaft, sind auch heute gern genommene Markenartikel der Kultur- und Gesellschaftskritik. Sie dürften einen wesentlichen Anteil daran haben, dass die Marktwirtschaft nicht sonderlich beliebt ist und die Menschen seit der Wiedervereinigung Deutschlands auch auf die Freiheit im klassischen, „negativen“ Sinne (Abwesenheit von Willkür und Zwang) keinen großen Wert mehr legen, wie regelmäßige Umfragen zeigen. Zwar heißt es in der jüngsten Studie, dem Wertemonitor 2010 der Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit in Zusammenarbeit mit dimap, die Freiheit werde als zentraler Wert eindrucksvoll bestätigt und erfahre sogar eine gestiegene Bedeutung – 77 Prozent der Befragten erklärten Freiheit für sehr wichtig für eine funktionierende Gesellschaft. Doch beim näheren Hinsehen gibt es keine Diskrepanz zwischen diesem Ergebnis und den Aussagen älterer Studien, zum Beispiel der Allensbach-Untersuchung „Der Wert der Freiheit“ von 2003, in der sich zeigte, dass 40 Prozent der Bevölkerung in ganz Deutschland im Zweifel der Gleichheit den Vorzug vor der Freiheit geben würden (50 Prozent würden der Freiheit den Vorzug geben). Auch im Wertemonitor 2010 zeigt es sich, dass die Freiheit, um populär zu sein, einhergehen muss mit „sozialer Gerechtigkeit“ (71 Prozent) und Gleichberechtigung (68 Prozent). Und bei alledem habe sich das Verständnis von Freiheit offenbar gewandelt, um nicht zu sagen trivialisiert; die Menschen verkürzten den Begriff darauf, sicher zu sein vor Ungerechtigkeit, Ungleichbehandlung, Auf-Sich-Gestellt-Sein, Sorgen, Unsicherheit und Rechtsverlust¹⁸. So wird im populären Verständnis Freiheit unvermittelt gleichgesetzt mit Sicherheit. Die Freiheit selbst, im klassischen Sinne, wird eher als gesellschaftlich desintegrierende Kraft gesehen. Dies ist nicht weit entfernt von den Überzeugungen des konservativen Liberalen Röpke: Für ihn war Freiheit die Freiheit zur Bindung und Bindungslosigkeit nur der Anfang vom Ende. Ralf Dahrendorf sprach in diesem Zusammenhang etwas gedreht von der Notwendigkeit von „Ligaturen“¹⁹.

Mit seiner Kritik am Materialismus und der damit häufig verbundenen Kurzsichtigkeit hat Röpke in seiner Polemik einen in Anbetracht aktueller Erfahrungen nicht zu leugnenden Punkt. Und dennoch ist es bedauerlich, dass er diesen eben durchaus nicht weltfremden Befund zum Anlass nimmt, gegen den Markt, gegen den Mechanismus des Ausgleichs von Angebot und Nachfrage zu wettern. Die krasse Frontstellung, die er da seinem sonstigen marktwirtschaftlichen Bekenntnis zum Trotz einnimmt, ist keinesfalls zwingend und notwendig, sie ist vielmehr irreführend und schädlich. Nicht nur der *homo oeconomicus* bewegt sich auf dem Markt. Auch alles, was der *homo sociologicus* tut, der Mensch in der Gemeinschaft, möglicherweise sogar der *homo religiosus*, folgt Reziprozitätsgesetzen dessen, was man sich angewöhnt hat, „Markt“ zu nennen. Auch die Ausformung des Moralkonsenses in der Gesellschaft ist letztlich ein marktlicher Prozess, wie wir seit Adam Smith und seinem wichtigen Erstlingswerk, der „Theorie der moralischen Gefühle“²⁰, wissen.

5 | Durch die Brille von Adam Smith

Was ist das schon, der Markt? Ein Markt ist nichts weiter als eine Plattform, auf der Menschen dynamisch miteinander interagieren, in Austauschbeziehungen eintreten, ihre Aktivitäten unbewusst koordinieren. Der Markt als Chiffre der Interaktion versinnbildlicht die Selbstverständlichkeit, dass der Mensch keine Monade ist, sondern die Aktivitäten jedes einzelnen eingebunden sind in einen gesellschaftlichen Kontext, dass jedermann sich konfrontiert sieht mit einem Gegenüber, dass jedes Handeln beständig und notwendig einer Reaktion ausgesetzt ist. Austauschprozesse, gleich welchen Gegenstandes, funktionieren nur auf Gegenseitigkeit. Gegenseitigkeit, „Reziprozität“, ist Erfordernis und zugleich Ergebnis der Interaktion. Menschen, die miteinander in Beziehung stehen, erziehen einander. Das gilt im Wirtschaftlichen wie im „Geistig-Moralischen“. In einem Prozess der Rückkopplungen zwischen den Mitgliedern der Gesellschaft entsteht sowohl der wirtschaftliche Wohlstand als auch der moralische Wohlstand der Nation – jenes evolvierte Sozialkapital an Werten, gemeinsamen Überzeugungen, Moral, Konventionen, Sitten, fortgeführten und gepflegten Traditionen, das eine Gesellschaft trägt.

Friedrich August von Hayek, der Adam Smith gründlich studiert hatte, hat die Kraft der Traditionen unter anderem in seinen Werken „Recht, Gesetzgebung und Freiheit“²¹ und „Die Verfassung der Freiheit“²² erklärt. Traditionen sind gleichsam die gesellschaftliche Verkapselung der Lebenserfahrung früherer Generationen; sie sind ein Bestand an praktischen Lebensregeln, deren Qualität im Einzelnen zu prüfen die Menschen überfordern würde; sie koordinieren die Gesellschaft mit einem Minimum an Anforderungen an den einzelnen. Man muss die Nützlichkeit von Sitten und Gebräuchen nicht immer nachvollziehen können, für den Ablauf des gesellschaftlichen Miteinanders kann es genügen, wenn die Menschen die Tradition kennen, sie in der Interaktion mit anderen – sagen wir ruhig: unter sozialem Druck – eingeübt haben und routinemäßig blind befolgen. Allerdings ist der ererbte Bestand an Traditionen und Werten nicht zwangsläufig und immer hilfreich. Es wäre ein Irrtum der Handelsmarke „cum hoc ergo propter hoc“, zu glauben, was in der kulturellen Evolution überlebt habe, sei deshalb automatisch gut und auch fähig, bis ans Ende aller Tage zu überleben. Damit Gesellschaften bestehen und sich an eine sich wandelnde Umwelt anpassen können, müssen auch sie wandlungsfähig sein. Wenn Konventionen nicht mehr sinnvoll sind, wenn sie eine Gesellschaft mehr behindern, als sie zu stärken, muss eine faktische – nicht notwendig sanktionsfreie – Möglichkeit zum Regelbruch und zur moralischen Innovation bestehen.

Doch zurück zu Wilhelm Röpke – und zu Adam Smith. Die beiden zueinander in Beziehung zu setzen, ist ein spannendes und erhellendes Unterfangen. Denn gerade in diesem Vergleich tritt nicht nur die Grundstruktur und die wesentliche Inkonsistenz im Röpkeschen Denken klar zutage, sondern auch die fundamentale Gegensätzlichkeit zweier Denktraditionen, an der wir noch heute schwer zu tragen haben, der deutschen und der angelsächsischen, und, parallel dazu, der protestantischen und der katholischen. Wo die

Deutschen seit Luther Kant auf die Gesinnung der Menschen fixiert sind, richten die Angelsachsen seit der schottischen Aufklärung, seit Hume und Smith, den Blick auf Institutionen und damit auf die Strukturprinzipien der Lebenswirklichkeit. Es ist kein Wunder, dass Deutsche unter Moralphilosophie etwas verstehen, was vor allem mit normativer Ethik zu tun hat, Angelsachsen hingegen traditionell eher eine vom Verhalten der Menschen ausgehende Sozialwissenschaft. Die Deutschen bekommen bis heute eine saubere Sphärentrennung zwischen Individualethik und Ordnungsethik nicht hin; wegen der Institutionenblindheit ihrer intellektuellen Tradition, wegen ihres fehlenden Zugangs zu Ordnungsfragen setzt ihre Ethik mitunter penetrante Moralin-säure an. Röpke sitzt auch hier *à cheval*: als deutscher Ordoliberaler denkt er zwar in Regelsystemen – aber von der blockierenden Fixierung auf das Gesinnungsethische kann er sich nicht lösen.

Adam Smith benutzt den nach modernem Sprachempfinden etwas ungewöhnlichen Ausdruck der „moralischen Gefühle“ mit gutem Grund. Es geht ihm nicht nur um die Vernunft, sondern um Gefühle als Quelle des Wissens über moralische Angemessenheit. Was gut und tugendhaft ist, „fühlt“, erspürt und erkennt nach Smith der Mensch aus der Reaktion anderer, aus der zustande gekommenen oder verweigerten Gegenseitigkeit – und aus dem Zuspruch oder Tadel des eigenen Gewissens, des beobachtenden „Mannes in der eigenen Brust“, des „unparteiischen Zuschauers“. In dem meist unreflektiert ablaufenden Prozess der von Empathie getragenen Rückkopplungen zwischen verschiedenen Personen, aber auch innerhalb einer Person – gleichsam zwischen dem Ich und dem „Über-Ich“ – entstehen die individuellen und damit in der Gesamtschau zugleich auch die gesellschaftlichen Moralvorstellungen, kategorischen Imperative und Tugendregeln. Diese sind in ihrer Schärfe kreisförmig gestaffelt, ähnlich wie die Thünenschen Ringe, je nachdem, wie weit die Empathiefähigkeit der Menschen reicht. Es ist ganz natürlich, wenn wir uns der Familie stärker verpflichtet fühlen als Fremden. In der Kleingruppe verhält sich der Mensch oft strikt solidarisch, in der anonymen Großgesellschaft folgt er allenfalls einem aufgeklärten Selbstinteresse.

Der „unparteiische Beobachter“ steht dem im Rahmen seiner Natur eigeninteressierten Menschen im Reziprozitätsgeschehen auf dem Markt für moralische Normen im Interesse größerer Objektivität verstärkend zur Seite. Er verkörpert das Gewissen, eine Instanz „in der eigenen Brust“, die dem Menschen erlaubt, nicht nur situativ, sondern grundsätzlich zu werten und zu handeln. Dieser „unparteiische Beobachter“ ist Partei in einem Reziprozitätsprozess zwischen Ich und dem „Über-Ich“, und er ist zugleich auch selbst das Produkt eines solchen Reziprozitätsprozesses. Er fällt also nicht vom Himmel. Röpke scheint Adam Smith, zumindest über den „Wohlstand der Nationen“ hinaus, nicht genauer studiert zu haben, wahrscheinlich war sein Ansatz ihm zu fremd. Diese Vermutung drängt sich schon deshalb auf, weil er in „Jenseits von Angebot und Nachfrage“ Smith mit seiner „Theorie der moralischen Gefühle“ nur kurz erwähnt, und das auch nur als Zeugen dafür, dass für das Glück des Menschen nicht nur der Mammon, sondern auch die Moral von Bedeutung ist.²³ Hätte Röpke Adam Smiths moralphilosophische Arbeiten ernst genommen und sich mit ihnen auseinandergesetzt, dann hätte er vermutlich im Zusammenhang mit dessen Figur des „unparteiischen Beobachters“, der freilich so unparteiisch gar nicht ist, auf Gott verwiesen – und mit diesem Ir-

rtum umso mehr die Kluft demonstriert, die sich spätestens seit Kant zwischen der deutschen und der angelsächsischen intellektuellen Tradition aufgetan hat.

Denn für Röpke ist die wesentliche Quelle der Werte nicht die Interaktion der Menschen untereinander, sondern der Glaube an Gott – also wenn man so will, um im Bild zu bleiben, die Interaktion mit Gott, eine Interaktion freilich, über deren Strukturprinzipien ich mir keine Aussage anmaßen möchte. Wobei es mir schwer vorstellbar erscheint, dass Offenbarung nach den Regeln der Reziprozität erfolgen könnte. Martin Hoch hat Röpkes Prioritäten einst in eine so treffende knappe Formel gegossen, dass man wünschte, man könnte sie Röpke selbst zuschreiben: „Das Maß der Wirtschaft ist der Mensch. Das Maß des Menschen ist sein Verhältnis zu Gott.“²⁴ Doch die materialistisch degenerierten Menschen, die Röpke als reales Schreckensbild vor Augen hat, besitzen kaum mehr ein Bewusstsein für ihre tiefen kulturellen Bindungen, Bezüge und Prägungen, die einer metaphysischen Verankerung bedürfen. Das ist Röpkes zweiter essentieller Stein des Anstoßes: der moderne Säkularismus.

6 | Kirchliches Leben und Streben nach Transzendenz

Inhaltlich und als Befund ist die Säkularismusthese immerhin weniger problematisch als Röpkes Ökonomisierungsthese. Die Säkularisierung der Gesellschaft lässt sich schon an der schrumpfenden Zahl der Kirchenmitgliedern ablesen. Zwar ist eine Gleichsetzung von regelmäßigem Kirchgang, aktiver Teilnahme am sonstigen Gemeindeleben, Entrichtung der Kirchensteuern auf der einen Seite und Glauben sowie Streben nach Transzendenz auf der anderen Seite nicht zulässig; ganz lässt sich eine tatsächliche Korrelation aber vermutlich nicht von der Hand weisen. Und beide Elemente sind für die Gesellschaft von Bedeutung.

Worin liegt der Unterschied? Wer am kirchlichen Leben teilnimmt, ist Mitglied einer Gemeinschaft und interagiert dort mit anderen. Was die Gläubigen eint, ist das Bekenntnis. Wie in allen anderen Gemeinschaften findet hier zwischen den Beteiligten eine Interaktion statt, ein praktischer wie ein intellektueller Austausch, im Wort wie in der Tat. Hier wird die göttliche Botschaft interpretiert, an Antworten auf moralische Herausforderungen geübt, hier wird Nächstenliebe eingeübt, der Glaube gelebt, die Tradition weitergereicht. Wie in jeder Interaktion zwischen Menschen herrscht auch hier stets das Prinzip der Reziprozität, der Gegenseitigkeit: jeder hält jedem den Spiegel vor; jeder wird jedem zum Korrektiv. Man mag in diesem Zusammenhang fast an Jürgen Habermas und seine Diskursethik denken, deren Basis eben der Diskurs als Austausch von Argumenten oder guten Gründen mit dem Ziel der Verständigung ist. Indem hier selbiges praktiziert wird, gerät das Gemeindeleben zu einem Hort der Pflege und dynamischen Fortentwicklung christlicher Werte, die freilich weit über die Gemeinde hinaus ausstrahlen – und zwar in jenem Maße, wie die Gemeindemitglieder ihr Leben auch in anderen Gemeinschaften verbringen und ihre Werte in diese Sphären hineinbringen, bewusst oder unbewusst. Hiervon ist die Rede, wenn die Kirchen, was in der

öffentlichen Debatte oft geschieht, als „Moralproduzenten“ der Gesellschaft tituliert werden. In der Außenwelt perpetuiert sich die Vorstellung von Religion und Kirche als Mittel und Anstalt der Moralpflege, wie schon die Tatsache zeigt, dass die Zugehörigkeit zu einer Glaubensgemeinschaft abendländischer Tradition in der Gesellschaft als verlässliche Beglaubigung der persönlichen Rechtschaffenheit gewertet wird.

Für den, der glaubt, ist sein Glaube freilich mehr als eingeübte und gelebte und ausgewiesene Moral; und deswegen kann er die genannte Gleichsetzung auch nicht tolerieren – so, wie es natürlich auch sonst strikt zu unterscheiden gilt zwischen den verwandten, aber keinesfalls in eins zu setzenden Begriffen Transzendenz, Glaube, Religion, Kirche und Theologie. Der Münchner Kardinal Reinhard Marx weist darauf hin, dass es kaum Jesu Hauptsorge gewesen sein dürfte, unsere offene Gesellschaft mit einem moralischen Kitt zu versehen, sondern etwas anderes: „Menschen einen Zugang zu Gott zu eröffnen, die befreiende Erfahrung zu machen von einer Wirklichkeit, die größer ist als der Mensch und sich trotzdem seiner annimmt.“²⁵ Es geht um Offenbarung und um Transzendenz; darum, dass der Mensch über sich selbst hinausstrebt und die Eigengesetzlichkeiten der menschlichen Existenz hinter sich zu lassen sucht. Dass er überhaupt nach dem Höheren strebt, gleich ob fröhlich und entspannt wie der Katholik oder ernst und angestrengt an sich selber arbeitend und sich kasteiend wie der Protestant. Freilich ist auch dies kein Streben, das der Mensch zwangsläufig als Monade zu entwickeln hat: den Impuls, das über uns Hinausweisende überhaupt zu suchen, schöpfen wir nicht nur aus uns selbst, sondern wir lernen es in der Gemeinschaft und der Interaktion mit anderen.

Um mit Röpke zu sprechen, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass es hierzulande, einem Land geprägt von abendländischer, jüdisch-christlicher Tradition, mittlerweile an beidem mangelt, an der gesellschaftlichen Moralproduktion im kirchlichen Verbund ebenso wie am individuellen Streben der einzelnen Menschen nach Transzendenz. Was ist die Konsequenz? Wozu braucht es denn überhaupt der Letztbegründung durch die göttliche Offenbarung? Lassen sich die christlichen Werte, die Röpke nicht zuletzt als Voraussetzung einer funktionierenden Marktwirtschaft betrachtet, nicht auch anders erringen? Sind die christlichen Werte überhaupt so besonders? Hierüber gehen die Meinungen auseinander. Trotzdem wage ich die These, dass die Unverfügbarkeit des Lebens, gleichsam die Mutter aller christlichen Werte, die uns heute so lieb und teuer sind, dass wir sie auch als Ungläubige erhalten wollen, auf dem Weg der christlichen Offenbarung am unmittelbarsten, am nachdrücklichsten und am nachhaltigsten vermittelt wird. Und dann ist es ein Problem, wenn, wie Nietzsche sagt, Gott tot ist.

Noch einmal: man darf nicht alles miteinander gleichsetzen. So bedeutet erstens ein Kirchenaustritt nicht zwangsläufig, dass der Betreffende der Offenbarung nicht zugänglich ist und nicht nach Transzendenz strebt. Außerdem hat zweitens das rapide Abschmelzen der Kirchenmitgliedschaften in Deutschland – nach Angaben des Statistischen Bundesamtes waren 1990 noch mehr als 70 Prozent der Deutschen einer der beiden Volkskirchen zugehörig, heute sind es jetzt nur noch 60 Prozent²⁶ – vielfältige Gründe, nicht zuletzt das Bekanntwerden zahlreicher skandalöser Missbrauchsfälle im Jahr 2010. Doch vermutlich erhärtet trotzdem der statistische Befund die Alltagserfahrung,

dass sich das Wertesystem der meisten Menschen immer weniger aus der göttlichen Offenbarung speist. Der Maßstab des Menschen ist nicht länger seine Beziehung zu Gott. Und das ist gefährlich, meint Röpke, für das Glück und das Seelenheil des Einzelnen ebenso wie für die Wohlfahrt der Gesellschaft. „Was nottut“, mahnt Röpke demgegenüber mit Nachdruck, „ist die ruhige, gelassene, aber dann auch unerschütterliche und richtunggebende Besinnung auf Wahrheit, Freiheit, Gerechtigkeit, Menschenwürde, Ehrfurcht vor dem Leben und den letzten Dingen und die pflegliche Bewahrung und Befestigung der geistig-religiösen Grundlagen all dieser Werte und Lebensgüter, Förderung der dem Menschen gemäßen Formen des Daseins, die allem diesem Halt und Schutz geben.“ (153)

Mit Röpkes Ruf nach Gott, mit seinen Klagen darüber, dass der Mensch seiner Holschuld in Sachen Offenbarung nicht länger Genüge tut, hätte Adam Smith, der Agnostiker, der in Newtonscher Tradition weitgehend wertfrei selbstkoordinierende Systeme beschrieb, kaum viel anfangen können – es sei denn, man begriffe auch das menschliche Streben nach Transzendenz als eine gesellschaftlich evolvierte und eingeübte Verhaltensweise, Gott als eine gemeinschaftliche intellektuelle Konstruktion, die Theologie als hieraus hervorgegangene Wissenschaft, den Glauben und die christliche Praxis als Konvention, als konsensualen Standard und Referenzpunkt, der sich in einem mentalen Austauschprozess ergibt, und die Kirchen als die dazugehörige diesseitige Institution. Man kann das theoretisch durchaus so konzipieren, auch wenn man sich damit den Zorn der Theologen und den Vorwurf der Blasphemie einhandeln dürfte. In diesem, aber nur in diesem Sinne könnte wohl auch Smith die mit Verve vorgetragene Behauptung des Christenmenschen Röpke nachvollziehen, dass wir Gott brauchen und ohne ihn rettungslos verloren wären. In dieser Perspektive hätte freilich nicht Gott den Menschen geschaffen, sondern umgekehrt erschufe sich die Menschheit Gott. Und so gewendet könnte man sagen, dass Röpke an der Erschaffung Gottes eifrig mitarbeitet, wenn er mit gehörigem Pathos die Gottlosigkeit der Moderne beklagt, auf dem christlichen Menschenbild beharrt, zum Streben nach dem Göttlichen ermutigt und nach dem „Geistig-Moralischen“ ruft.

7 | Ein Angebot auf dem Markt für moralische Inhalte

Was Röpke tut, ist in einer solchen Perspektive nichts anderes, als sich als kreativer Marktteilnehmer mit einem prägnanten Angebot auf dem Markt für metaphysische Ideen und für moralische Inhalte ins Gefecht zu werfen. Und das wäre dann auch schon die befreiende Antwort auf den Vorwurf, der Röpke häufig gemacht wird: dass er nämlich nicht in der Lage ist, einen freiheitlichen Ausweg zu weisen. Dass man unweigerlich zu autoritären Mitteln greifen müsste, um sich der spontanen moralischen und gesellschaftlichen Entwicklung entgegenzustemmen, um stattdessen jene Geisteshaltung „herzustellen“ und jene Gesellschaft zu erzwingen, von denen er träumt. Der Einwand ist berechtigt, und doch ist er unnötig. Denn derlei war sicherlich nicht Röpkes Absicht. Seine Absicht war es wohl schlicht, die Menschheit wachzurütteln, diskursiv – gleichsam, wie Michael Zöllner es einmal formuliert hat, in der

Habermasschen Hoffnung, dass wir nur lange genug über ein Thema geredet haben müssen, um uns einig zu fühlen. Röpkes Argumentation lässt sich nutzen als ein Angebot, über den Sinn unseres Lebens, über die Bedingungen eines gelingenden Lebens, über die Gestaltung unseres Alltags nachzudenken. Wie wollen wir leben? Welche Werte zählen? Wo kommen sie her? Das sind große und wichtige Fragen. Wir dürfen sie uns allerdings nur für uns selbst stellen; es steht uns nicht zu, sie für andere zu beantworten. Es liegt in unserer eigenen Verantwortung, uns paternalistische Übergriffe auf andere zu verkneifen und anmaßenden sozialen Konstruktivismus zu scheuen.

Auch wenn uns sein Ton allzu scharf und seine theoretischen Kategorien unnötig polarisierend und einer Traditionssackgasse verhaftet erscheinen, ist doch Röpkes diskursives Engagement in der Debatte über Werte sympathisch und vorbildlich, genauso wie er auf ausgesprochen dankenswerte Weise der Ökonomenzunft den Spiegel vorhält. Man könnte beinahe glauben, der luzide Wissenschaftler hätte die Selbstkritik und Selbstzerfleischung der Ökonomenzunft vorausgesehen, die nach Ausbruch der Krise 2008 einsetzte; die Sprachlosigkeit und Orientierungslosigkeit des Mainstream; den neuen „Methodenstreit“, in dem allen Krisenerfahrungen zum Trotz die Ordnungstheorie herabgewürdigt wurde. Obschon sich die Dinge seit 1958, als Röpkes Buch herauskam, zugespitzt haben dürften, finden sich schon in „Jenseits von Angebot und Nachfrage“ griffige Ausführungen darüber, wie die mathematisch formalisierte Volkswirtschaftslehre der beschriebenen Verengung des Horizonts auch noch Vorschub leistet, da sie „die gefährliche Grenzzone – die Zone zwischen dem Menschlichen und dem Mechanischen allzu weit ins Reich des Mechanisch-Statistisch-Mathematischen“ treibt, damit zugleich „eine naturwissenschaftlich-mathematische Exaktheit vortäuscht, die in Wahrheit nicht vorhanden ist“²⁷, und „das, was sich diesseits der Grenze befindet, das Unmathe-matisch-Menschliche, Geiste und Moralische und deshalb entschieden Nicht-Quantifizierbare“ vernachlässigt²⁸. *Touché*, genauso ist es, heute mehr denn je. Die Formalisierung der Ökonomie hat Scheinpräzision vorgegaukelt, den Machbarkeitsglauben des *Keynesianismus* tatkräftig unterstützt und ansonsten zu umfassender Wertblindheit geführt.²⁹ Apropos *Keynesianismus*: Röpkes Urteil ist auch hier klar: Mit seiner Inkaufnahme, ja Rechtfertigung der Inflation habe diese Lehre nichts als „tiefe wirtschaftliche und gesellschaftliche Unordnung“ (259) gestiftet.

Röpke warnt vor der sich in diesem Zusammenhang abzeichnenden Entwicklung hin zur „Ökonomokratie“ (198), einer „Herrschaft der Planer, Statistiker und Ökonometriker“. Heute geht die Chuzpe der Planer, Statistiker und Ökonometriker so weit, dass sie Röpkes Warnung vor einer Fixierung auf das Materielle sogar beherzigen und an Wohlfahrtsmaßen basteln, die auch Glück und Zufriedenheit der Menschen erfassen oder zumindest den – wie auch immer operationalisierten – gesellschaftlichen Fortschritt insgesamt in den Blick nehmen. Derlei geschieht bewusst unter dem Gesichtspunkt der politischen Steuerung: „Nur was gemessen wird, wird gemanagt“, sagt beispielsweise Stefan Bergheim vom Zentrum für gesellschaftlichen Fortschritt in Frankfurt, das einen solchen neuartigen Fortschrittsindex kompiliert hat. Damit wird Röpke freilich rechts überholt; die Ökonomokratie auf eine noch höhere, die Freiheitsräume des Menschen noch stärker bedrohende Stufe gehoben. Es ist an der Zeit, sich noch einmal das Berufsbild der

Ökonomen vor Augen zu führen, wie Röpke es fasste. Für ihn haben die Vertreter seiner Zunft „die glanzlose, aber desto nützlichere Mission, inmitten der Leidenschaften und Interessen des politischen Lebens die Logik der Dinge sprechen zu lassen, die unbequemen Tatsachen und Zusammenhänge ans Licht zu ziehen, alles mit abwägender Gerechtigkeit an seinen Platz zu stellen, Seifenblasen anzustechen, Illusionen und Konfusionen zu entlarven und dem politischen Enthusiasmus mitsamt seinen möglichen Irrwegen die wirtschaftliche Vernunft und der Demagogie die unbestechliche Wahrheit entgegenzustellen“ (109).

Die Wahrheit – ein großes Wort. Es führt mich abschließend zu Schiller, meinem Lieblingsdichter.

Wahrheit suchen wir beide
du außen im Leben
ich innen in dem Herzen
und so findet sie jeder gewiß.
Ist das Auge gesund,
so begegnet es außen dem Schöpfer;
Ist es das Herz,
dann gewiß spiegelt es innen die Welt.“

Schlussbemerkung

Lassen Sie mich enden mit einigen persönlichen Bemerkungen und zuvörderst mit großem Dank. Ich habe es als ungeheuerere Ehre empfunden, die fünfte Wilhelm-Röpke-Vorlesung halten zu dürfen. Wilhelm Röpke ist für mich ein „household name“, so wie Walter Eucken. Meine beiden Eltern hatten bei Eucken in Freiburg studiert. 1950 starb Eucken, bei dem mein Vater angefangen hatte zu promovieren. Er wechselte zu Leonhard Miksch – doch auch er starb, nur ein halbes Jahr später. Also gab mein Vater den Doktor auf und suchte einen Job. Und da war es Röpke, der ihm wie auch zwei weiteren Eucken-Schülern half.

Von Istanbul, wohin er sich 1933 wie auch Alexander Rüstow vor den Nationalsozialisten zurückgezogen hatte, war Röpke einem Ruf ans Institut des Hautes Etudes Internationales in Genf gefolgt, und dort, in der ihm so wesensgemäßen Schweiz, lebte er bis zu seinem Lebensende. Er unterrichtete in Genf nebenbei auch am CEI, einer von der Alcan Aluminium Ltd. gegründeten Managementhochschule, einem Vorläufer des heutigen IMD in Lausanne. Als das Gründungsunternehmen Führungsnachwuchs aus Deutschland suchte, empfahl Röpke die drei „verwaisten“ Eucken-Schüler. Und so reiste auch Jürgen Horn zu einem Vorstellungsgespräch nach Genf, mitten im Hochsommer des Jahres 1950, wie er gern erzählte, in einem mühsam besorgten Anzug aus Zellstoff-Fasern, der viel zu warm war und elend kratzte. Die Schönheit des Lac Léman sorgte dennoch für ein Hochgefühl, das Gespräch war erfolgreich, mein Vater bekam eine Vorstandsassistentenstelle in Nürnberg. Er machte Karriere und blieb der Firma sein ganzes Berufsleben lang treu. Was er 1950 am Lac Léman nicht wusste, war, dass er mit der Familie später sogar nach Genf umsiedeln würde, und dass dort seine zweite Tochter auf die Welt kommen würde – ich. Wilhelm Röpke und ich haben uns in Genf allerdings knapp verfehlt. Er starb dort im Februar 1966, ich wurde dort im Dezember 1966 geboren.

Trotz dieser Verbindungen muss ich gestehen, dass ich Röpkes Schriften erst spät entdeckt habe. Der Jugend macht es sein Schreibstil nicht leicht, sich auf ihn einzulassen: die langen Sätze, das Pathos ... Aber alles hat seine Zeit. Mittlerweile löse auch ich mich, wo ich kann, von dem Trend zu kurzen, nackten, kargen Sätzen, der in der Presse in einem Akt unnötiger Selbstkasteiung vorangetrieben wird, als Konzession an das angebliche oder tatsächliche Aufmerksamkeitsdefizit der Menschen in einer immer hektischeren Gesellschaft. Das ist ein Irrweg: Nicht Kürze tut not, sondern Stil. Es gilt eben nicht, Wilhelm von Humboldt nachzueifern, dem das absurde Kunststück gelang, eine ganze Buchseite mit nur einem Satz zu füllen, unter Zuhilfenahme von bis zu 16 eingeschobenen Relativsätzen. Doch so zu schreiben wie Röpke, das ist wahre Kunst. Auch Röpkes Sätze sind von epischer Länge, aber sie entfalten einen solchen Sog, dass sich schier das Lesetempo verdoppelt. Er schreibt im schönsten Sinne literarisch, und er schöpft dabei aus der Fülle seiner umfassenden Bildung. Derlei findet man heute höchstens noch in den Feuilletons; in Ökonomie und Politik hat hierzu kaum jemand noch die Fähigkeit, geschweige denn die Muße. An die enorme Ernsthaftigkeit, das existentielle Pathos, das

Tremolo der Dramatik in Röpkes Ton kann man sich gewöhnen, und es wird einem dabei, wenn man nur ein wenig offen ist, recht warm ums Herz. Denn all das ist doch nur ein Zeichen der Bedeutsamkeit, die Röpke seinen Themen zumisst; des Mutes und des aufrichtigen Engagements. Wir müssen nicht mit allem übereinstimmen, was Röpke schrieb, um in ihm ein Vorbild zu sehen.

¹„Jenseits von Angebot und Nachfrage‘ ist Röpkes letztes großes Buch, gewissermaßen die Quersumme seines ökonomischen und sozialphilosophischen Denkens...“ Rieter (2010), S. 836.

²Röpke (1958), S. 32. Und das so sehr, dass „der Krebsfraß des Staates und die Konzentration seiner Macht, die, sichtbar im Übergewicht seines Haushaltes, die Freiheit und Ordnung der Gesellschaft und der Wirtschaft bedrohen.“ (49)

³„Es ist Ökonomismus, ... gemeindliche Selbstverwaltung, Föderalismus oder Dezentralisation des Rundfunks mit dem Argument zu bekämpfen, dass Zusammenfassung billiger sei“. (149)

⁴Röpke (1958), S. 139.

⁵Man denke nur an die sogenannte Böckenförde-These: „Der freiheitliche, säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann“. Ernst-Wolfgang Böckenförde (1976), S. 60.

⁶S. Eucken (1952), Böhm et al. (1937), Bonhoeffer-Kreis (1979).

⁷Röpke (1958), S. 131.

⁸Hayek (1996).

⁹„Marktwirtschaft, Preismechanismus und Wettbewerb in allen Ehren, aber sie sind nicht genug. Sie können so gut mit einer gesunden wie mit einer ungesunden Struktur der Gesellschaft verbunden sein. Ob aber das eine oder das andere der Fall ist, wird schließlich nicht nur über das durchschnittliche Maß an Glück, Wohlbefinden und freier Ordnung in der Gesellschaft, sondern auch über das Schicksal der Marktwirtschaft entscheiden.“ (51)

¹⁰Röpke (1958), S. 176f.

¹¹Rieter (2010), S. 842.

¹²Friedrich Schiller (1795), Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, 15. Brief.

¹³„Der Schwerpunkt der Entscheidungen und der Verantwortung verschiebt sich noch immer weiter von unten nach oben, vom einzelnen, von der Familie, von der kleinen überschaubaren Gruppe hinauf zu den anonymen Zentren.“ (32)

¹⁴Matthäus 16:26.

¹⁵Dieser Ausprägung des Kulturpessimismus von Röpke hält Heinz Rieter eine andere Wahrnehmung der Gegenwart entgegen: „Gerade Massengesellschaften sind nicht statisch, sie entwickeln eine Eigendynamik, weil in ihnen ständig uniformierende wie differenzierende Prozesse ablaufen, Trends und Gegentrends entstehen und dabei sowohl breite Wege als auch enge Nebenpfade beschritten werden. Zudem werden diese Gesellschaften nicht nur in der Zusammensetzung der Bevölkerung immer bunter. Und noch nie haben sich so viele Menschen für Geschichte und Kultur interessiert wie heute“ Rieter (2010), S. 838.

¹⁶„Die Massengesellschaft ist der Sandhaufen der Individuen, welche abhängiger als je, ungeprägter und unpersönlicher als je, zugleich isolierter, entwurzelter, verlassener, gemeinschaftsärmer, sozial desintegrierter sind als je“ (95).

¹⁷Um in zugespitzter Weise zu erkennen, wie aktuell Röpke mit seinen Sorgen ist, ersetze man einmal die Wörter „Totalitarismus“ und „Kommunismus“ durch „Fundamentalismus“ in folgendem Zitat und denke dabei an den verstörenden Befund, dass es immer mehr junge westliche Überläufer zum terroristischen Islamismus gibt: „Der Totalitarismus gewinnt in dem Maße an Boden, wie die Menschen als Opfer dieses Auflösungsprozesses an einer in-

neren Unerfülltheit ihres Lebens, an einer Verkümmerng ihrer Gesamtexistenz, kurzum dran leiden, dass ihnen die echten und eben überwiegend immateriellen Bedingungen menschlichen Glücks abhanden gekommen sind... Das Gedeihen des Kommunismus wird eher durch eine leere Seele als durch einen leeren Magen begünstigt, und die freie Welt wird nur dann die Oberhand behalten, wenn es ihr gelingt, diese Leere der Seele auf ihre Art und mit ihren Werten auszufüllen..." (153)

¹⁸„Die Menschen definieren Freiheit scheinbar eher als Freiheit von Sorgen. Sie wollen soziale Gerechtigkeit, Sicherheit und Ordnung, Solidarität und auch Rechtsstaatlichkeit, möglicherweise zur Verwirklichung von Ansprüchen, und schätzen Gleichberechtigung und Anstand, sind aber deutlich weniger euphorisch für Eigenverantwortung, Toleranz, Leistungsbereitschaft und Wettbewerb.“ Volkmann (2010), S. 16.

¹⁹Dahrendorf (1994).

²⁰Smith (1759/1981).

²¹Im Epilog seines Buches arbeitet Hayek die „drei Quellen menschlicher Werte“ heraus: Vererbung (Biologie, lamarckistische Evolution), bewusste Setzung, Tradition Hayek (1979, 153-176). Die Gleichsetzung von Werten und Regeln, die Hayek dabei implizit vornimmt, ist allerdings zu kurz gegriffen. Aus moralischen Werten ergeben sich erst die Aufforderungen zur Tat; Werte sind individuelle oder kollektive Ziele, Regeln sind Handlungsanleitungen für den Weg dorthin.

²²Hayek (1960).

²³Röpke (1958), S. 132.

²⁴Laudatio auf Wilhelm Röpke bei der Verleihung der Willibald-Pirckheimer-Medaille 1962, abgedruckt in: Hoch (1964), S. 355.

²⁵Marx (2008), S. 62.

²⁶Eicken/ Schmitz-Veltin (2010), 578.

²⁷Röpke (1958), S. 336f. „Jede Extrapolierung der bisher ermittelten Fakten ist Missbrauch und Missverständnis“.

²⁸Röpke (1958), S. 334f. „Allzu oft ähnelt in der Tat die mathematische Nationalökonomie dem Ostereierverstecken der Kinder, die jubeln, wenn sie die Eier genau dort finden, wo sie versteckt worden waren.“

²⁹Horn (2010b).

Literatur

Bonhoeffer-Kreis (1979): In der Stunde Null: Die Denkschrift des Freiburger Bonhoeffer-Kreises. Politische Gemeinschaftsordnung; ein Versuch zur Selbstbesinnung des christlichen Gewissens in den politischen Nöten unserer Zeit. Tübingen.

Böckenförde, Ernst-Wolfgang (1976): Staat, Gesellschaft, Freiheit. Frankfurt.

Böhm, Franz / Eucken, Walter / Großmann-Doerth, Hans (1937): Unsere Aufgabe. Vorwort der Herausgeber zu Franz Böhm: Ordnung der Wirtschaft. Die Ordnung der Wirtschaft als geschichtliche Aufgabe und rechtsschöpferische Leistung. Stuttgart, S. VII-XXI.

Dahrendorf, Ralf (1994): Das Zerschneiden der Ligaturen und die Utopie der Weltbürgergesellschaft, in: Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hg.), Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt, S. 421-436.

Eicken, Joachim / Schmitz-Velt, Ansgar (2010): Die Entwicklung der Kirchenmitglieder in Deutschland. In: Statistisches Bundesamt, Wirtschaft und Statistik, Heft 6.

Eucken, Walter (1952): Grundsätze der Wirtschaftspolitik. Tübingen.

Hayek, Friedrich August von (1960): Die Verfassung der Freiheit. Tübingen.

Hayek, Friedrich August von (1979): Law, Legislation and Liberty. Chicago.

Hayek, Friedrich August von (1996): Die Anmaßung von Wissen. Tübingen.

Hoch, Martin (Hg.) (1964): Wilhelm Röpke. Werk und Wirkung. Ludwigsburg.

Horn, Karen (1997): Moral und Wirtschaft. Tübingen.

Horn, Karen (2009): Roads to Wisdom. Cheltenham.

Horn, Karen (2010a): Die Soziale Marktwirtschaft. Frankfurt.

Horn, Karen (2010b): Unsere Aufgabe. In: Orientierungen zur Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik 125 (3/2010), S. VII-XIII.

Marx, Reinhard (2008): Das Kapital. München.

Rieter, Heinz (2010): Kulturkonservativer Kämpfer für den Bürgergeist.

Wilhelm Röpke. In. Merkur, Nr. 736/737, S. 836-843.

Röpke, Wilhelm (1942): Gesellschaftskrisis der Gegenwart. Zürich.

Röpke, Wilhelm (1947): Krise des Kollektivismus. München.

Röpke, Wilhelm (1950): Maß und Mitte. Erlenbach.

Röpke, Wilhelm (1958): Jenseits von Angebot und Nachfrage. Bern.

Schiller, Friedrich (1795): Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, 15. Brief.

Smith, Adam (1759/1982): The Theory of Moral Sentiments. Indianapolis.

Volkman, Thomas (2010): Deutscher Wertemonitor 2010. Liberales Institut der Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit.

Wilhelm-Röpke-Institut e.V.

Das Wechselspiel zwischen Wirtschaft und Gesellschaft lässt sich nicht auf Angebot und Nachfrage reduzieren. Die „Interdependenz der Ordnungen“ (Walter Eucken) erschließt sich nur, wenn Fragen „Jenseits von Angebot und Nachfrage“ (so der Titel des bekanntesten Buches von Wilhelm Röpke) in die wissenschaftliche Analyse einbezogen werden. Diese Einsicht war fundamental für das Konzept der Sozialen Marktwirtschaft, wie es von Walter Eucken, Alfred Müller-Armack und Wilhelm Röpke konzipiert und von Ludwig Erhard in die politische Praxis umgesetzt wurde.

Wir fühlen uns insbesondere dem Vermächtnis Wilhelm Röpkes (1899-1966) verpflichtet, der 1924 an die Universität Jena als damals jüngster Professor in Deutschland berufen wurde. Das Wilhelm-Röpke-Institut unterstützt in Zusammenarbeit mit der Zweigniederlassung Thüringen (Erfurt) der Hamburgischen WeltWirtschaftsinstitut gemeinnützige GmbH (HWWI) Forschungs- und Publikationsaktivitäten, die das geistige Vermächtnis Wilhelm Röpkes aufarbeiten und die im Rahmen regulärer Budgets von Forschungseinrichtungen nicht oder nicht zufriedenstellend zu realisieren sind.

Hamburgisches WeltWirtschaftsinstitut (HWWI)

Heimhuder Straße 71 | 20148 Hamburg

Tel. +49 (0)40 34 05 76 - 0 | Fax +49 (0)40 34 05 76 - 776

infowww.hwwi.org